

katholischen Arbeitern aus ihrer Zugehörigkeit zu den Gewerkschaften Gefahren entstehen sollten für ihr Seelenheil, für ihren Glauben und Sitten, dann werden die Bischöfe ihre warnende und mahnende Stimme erheben. Sie müssen es aber auf das Entschiedenste ablehnen, darüber von anderer Seite Mahnungen und Weisungen anzunehmen. Die Bischöfe sind allein die Wächter für Glauben und Sittenlehre und niemand anders. Wir wollen das tun, wozu der heilige Vater in der Enzyklika in der entschiedensten Weise uns mahnt, den Frieden bewahren. Ich habe noch kürzlich aus dem Munde seines Stellvertreters, des apostolischen Nuntius in München vernommen, wie sehr es dem hl. Vater am Herzen liege, daß die Streitigkeiten über die christlichen Gewerkschaften nunmehr für immer begraben werden. Wir wollen dieser Mahnung des Statthalters Christi folgen und ich hoffe, daß in allen deutschen Ländern, in Ost und West diese

einer Unternehmung, uns der nun in anderer ergibt, daß die griechische Armee mit dem Kronprinzen bereits in Larina, 12 Kilometer von Saloniki entfernt lag, als die Bulgaren noch 50 Kilometer davon entfernt waren. Der Kronprinz sei am 10. November morgens 5 Uhr auf Grund vereinbarter Uebergabebedingungen in die Stadt eingezogen. Am 11. November begab sich der griechische General Kallaris zum bulgarischen General Theodoroff, um ihm die Uebergabesätze zu überbringen. Der bulgarische General erklärte, es könne sich nur um eine Kriegslist der Türken handeln und setzte trotz des Kapitulationsstatbestandes die Beschickung der Türken fort. Theodoroff erkannte an, daß die Griechen seit 9. November effektiv im Besitze der Stadt Saloniki waren, jedoch er eigentlich auf einen Kampf habe verzichten können. Theodoroff ersuchte um die Erlaubnis, zwei ermüdete Bataillone in die Stadt einzuziehen lassen zu dürfen, was ihm bewilligt wurde. Statt dessen zogen am 11. November

Uebergewichtes ließe sich schwer einem Paragraphen des Strafgesetzbuches unterordnen. Da Herr Raini es aber vorzieht, von dem Bretel herab seine Mitmenschen in Erstarrung zu setzen, so ist er entweder ein Moralathlet erster Güte, oder die Sache hat doch einen Haken. Diese interessante Frage zu lösen ist aber kaum Journalistenpflicht, auf die ich mich vielmehr nach dieser Abshweigung besinne, indem ich berichte, was es am Montag nachmittag im Apollo-Theater für ein geladenes Publikum alles Wunderbares zu sehen und zu hören gab.

Herr Dario Raini ist in seiner Erscheinung der typische Vertreter des etwas nervösen, aber äußerlich ruhigen, schlagerigen Taschenspieler- und Hypnotiseurs. Aber in seinen Produktionen schlägt er alle seither auf dem Variété aufgetretenen Kartenkünstler um viele Längen. Seine Experimente sind nur dadurch zu erklären, daß er eine unglaubliche Fingerfertigkeit mit Nervenischen Fähigkeiten

Das Recht auf Wahrheit.

Von
Hermann Bahr.

Lito Brahm, der jetzt Verstorbenen, ist wochenlang ein vom Tode Gezeichneteter gewesen — ohne daß ihm seine Umgebung die Wahrheit über seinen Zustand gesagt hätte: ihm, dem Wahrheit das Grundprinzip seines künstlerischen und menschlichen Lebens war. Dasselbe Schicksal ist Josef Raini widerfahren, der Brahm so nahe stand, der am selben Leiden starb und auch bis zur letzten Stunde in täuschungsvoller Hoffnung erhalten wurde. Wegen diese Herrschaft der Lüge am Krankenbett äußert nun Hermann Bahr, der beiden Toten innig befreundet war, Worte ernstlichen Bedenkens. Sie verdienen in diesen Tagen Beachtung und Nachdenken.

Die Redaktion.

„Als ich zum letztenmal bei Raini war, fünf Tage vor dem Ende, lag er ganz still, eingeknickt und gleichsam in sich hinein zusammengesunken, und nur seine Hand, sich leise zu mir hin regend, konnte mich noch grüßen. Ich saß an seinem Bett und begann, wie mir eingeschärft worden war, gleich davon, daß er ja nun die böse Macht des Morphiums bald überwunden hätte, dann wird wieder alles gut sein. Es war nämlich unter uns verabredet, ihm dies vorzusagen, niemals wurde der Name seiner Krankheit ausgesprochen. Alle die Monate her hatten ihm die Freunde beicuert, er werde bis zum Herbst wieder heil sein, und er selbst half ihnen dabei, man sah ihm an, daß er sich Mühe gab, es zu glauben oder doch uns glauben zu machen, daß er es glaube. Nun aber, indem er davon sprach, da schlug er die Augen auf und sah mich an, sein Blick war groß und ein letzter trauriger Spott war darin und Müdigkeit von langem Dulden und die Frage: Wozu? Der Blick traf mich so stark, daß ich nichts mehr sagen konnte, und ich schämte mich. Es kam mir da so jämmerlich vor, noch immer zu lügen, albern, und, um es ganz auszusprechen, schlecht. Und wäre ich nicht feig gewesen, ich hätte lieber seine Hand genommen und ihm noch einmal gesagt, was er mir all die lange Jahre war, und wie hoch, daß wir uns jetzt trennen müßten. Aber ich war feig

Diesen letzten Blick kann ich nicht vergessen, und immer muß ich denken, es war nicht recht von uns. Aber dies mag jeder bei sich selbst entscheiden. Und wir logen ja nicht nur ihn an, wir logen uns selbst an, als ob diese Lüge die Kraft haben könnte, sich wahr zu machen und ein Wunder zu tun. Wir hielten uns noch an der einen letzten Hoffnung fest, daß die Ärzte ja nichts wissen. Damit und noch tausendfach mögen wir es vor unserem Gewissen beschönigen.

Aber jetzt muß ich allgemein sprechen. Nicht mehr von Raini, nicht von seinen Anverwandten und Freunden, nicht von seinen Ärzten. Diese haben die Sitte befolgt und der Einzelne hat keine Schuld an der allgemeinen Sitte. Es läßt mich aber nicht, ich muß es sagen: dies ist die schlechte Sitte, und während sie es liebreich und voll Erbarmen meint, ist sie grausam und unmenschlich. Es steht dem Arzt nicht zu, den Kranken, der sich ihm anvertraut, zu täuschen. Der Arzt ist dem Kranken die Wahrheit schuldig, nach seinem besten Wissen. Der Kranke hat ein Recht, vom Arzt zu hören, was der von ihm hält und für ihn fürchten muß oder noch hoffen kann.

Wenn jemand über Schmerzen klagt, und der Arzt, von dem er sich untersuchen läßt, sicher zu sein glaubt, mit der ja höchst dubiosen Sicherheit des ärztlichen Wissens, daß dieser Kranke nicht mehr zu retten ist, vielleicht aber, wenn er operiert wird und es glückt, noch über eine Strecke des Daseins fortgebracht werden könne, so will es das Herkommen, daß der Arzt die Krankheit nicht nennen, sondern die Furcht des Kranken mit irgendeinem tröstlichen Namen beschwichtigen und ihm Hoffnung machen soll, davon durch die Operation, zu der ihm der Arzt rät, erlöst zu werden. Wenn sich nun also der Kranke zu dieser Operation entschließt, so geschieht es auf eine Lüge hin. Er läßt sich in der Meinung operieren, dadurch geheilt zu werden, während der Arzt weiß, daß er nicht mehr geheilt werden kann. Es wird Menschen geben, die sich operieren lassen, auch wenn sie wissen, daß sie nicht geheilt werden können, weil ihnen kein Preis zu hoch ist für einen Tag des lieben Sonnenlichts auf unserer Erde.

Andern aber wird es lieber sein, den Tod an der Tür nicht aufzuhalten. Dies hängt von der Menschenart des Kranken ab, und darüber hat sein bester Freund kein Urteil, geschweige der Arzt. Und

je mehr es ein Mensch ist, der erkannt hat, daß es seinen eigentlichen Wert ausmacht, des Lebens ganz inne zu werden, und was das Schicksal ihm zugewiesen hat, nicht bloß zu erleiden, sondern bewußt zu erfüllen, ja selbst zu gestalten, desto schlimmer wird es für ihn sein, wenn er zuletzt doch erkennen muß, daß er betrogen worden sei. Wahren Menschen ist alles erträglich, nur eins nicht: von ihrem Schicksal überfallen zu werden. Ich mußte mir zu, einen angesagten Tod gelassen erwarten zu können, und kann mir denken, daß diese Zeit, während ich ihn langsam, aus der Nacht hervortreten und ihn immer näher an mich herankommen sehe, schön und friedlich von der Erkenntnis seltsam beglückt wäre. Aber das Entsetzen, wenn ich plötzlich gewahrt würde, gleichsam mein eigenes Sterben veräümt zu haben, mag ich mir nicht ausmalen. Was ich als notwendig erkennen kann, schreckt mich nicht, denn was ich als notwendig erkenne, will ich selbst, und so bin ich auch im Tod noch mein eigener Herr. Nur soviel ist das Leben mir wert, als ich es bewußt selbst mit meinem eigenen Willen begleiten kann.

Mancher mag anderer Meinung sein, aber dahin werden wir uns einigen können, daß es nicht irgendeinem Arzt zukommt, willkürlich zu bestimmen, wieviel er dem Kranken eingestehen oder verheimlichen will. Ist es ein Kranker, der meint, es sei besser für ihn, mit Lügen getröstet zu werden, so kann er es dem Arzt sagen. Aber wenn er dem Arzt nicht ausdrücklich sagt, er verlange nichts über sich zu wissen, sondern nur alle Hilfe, die die Kunst des Arztes noch für ihn hat, ja gar, wenn er in den Arzt dringt, ihm die Wahrheit zu sagen, um selbst, solange es noch Zeit ist, alles bestellen und dem eigenen Schicksal noch die Hand reichen zu können, dann weiß ich kein Wort stark genug gegen einen lügenden Arzt. Ich empfinde nichts so bestimmt, als daß sich kein Mensch herausnehmen darf, eines andern Wortmund zu sein. Und jedes andere Recht will ich eher lassen, als dieses eine, selbst zu bestimmen, was für mich gut und was für mich schlecht ist. Es ist mir unerträglich, auch nur ein kleines Kind anzulügen, und wärs zu seinem Besten. Und lieber will ich das Schlechteste tragen müssen, aber mit offenen Augen, als blind durch Lügen an fremder Hand zu gehen.“